

Gudrun Lerchbaum

LÜGEN LAND

Polit-Thriller



KRIMI bei Pendragon

PENDRAGON 

Gudrun Lerchbaum • Lügenland



Gudrun Lerchbaum

LÜGEN LAND

Polit-Thriller

PENDRAGON

Gewidmet allen, die ihren Weg erst suchen müssen

Pendragon Verlag

gegründet 1981

www.pendragon.de

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Pendragon Verlag

Günther Butkus, Bielefeld 2016

by Pendragon Verlag Bielefeld 2016

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Eva Weigl

Umschlag und Herstellung: Uta Zeißler, Bielefeld

Umschlagfoto: cw-design / photocase.de

ISBN 978-3-86532-560-0

eBook-Herstellung und Auslieferung:

readbox publishing, Dortmund

www.readbox.net

Tag 1

Am Nachmittag vor der Hochzeit treffe ich Julia am Ufer des Kaiserwassers. Kati ist auch da. Wir trinken: auf mein altes Leben als Soldatin und auf den anstehenden Neustart. Der Bruch so drastisch wie jener vor fünf Jahren, auch dieser nur betäubt zu ertragen.

Auf abgewetzten Decken reckeln wir uns, blinzeln durch das Laubwerk in die tief stehende Sonne, der Himmel so blau wie seit Wochen nicht mehr. So blau, wie wir bald sein werden. Ich fische die Pillen aus der Hüfttasche, werfe eine ein und spüle sie mit Wodka hinunter. Julia zieht mit. Kati will keine, obwohl sie es am nötigsten hätte, endlich locker zu werden. Aber mein Vorrat ist begrenzt und ich dränge niemandem etwas auf, ihr schon gar nicht. Das grüne Licht der Topcam, die, an einem schmalen Stirnband befestigt, wie ein schillerndes drittes Auge auf ihrer Stirn sitzt, blinkt heute nicht, obwohl sie sonst jede Lebensäußerung auf *Mindmine* teilt. Doch beim Trinken in der Öffentlichkeit will die Frau Staatsdienerin nicht gesehen werden. Mangelnde Vorbildwirkung.

Ein Kleinkind taumelt mit ausgebreiteten Armen auf uns zu, stolpert über den Rand der Decke und fällt auf alle viere. Ich drehe mich zu ihm, den Kopf in die Hand gestützt.

»Na, du Süßer!« Ich schnalze mit der Zunge.

Lachend zeigt das Kind mir seine vier Zähne und krabbelt auf mich zu. Es sucht Halt an meinem Shirt und zieht sich hoch in einen breitbeinigen Stand. Ich streiche mit dem Zeigefinger über seine pralle Wange und lasse die Fingerkuppe in dem Grübchen auf seinem Doppelkinn verschwinden. Bald werde ich selbst Mutter sein, da kann ein wenig Übung nicht schaden. Mit seinen aufgeblasenen Händchen patscht der Zwerg auf die Waffe, die in

meinem Hüftholster steckt. Ich öffne den Druckknopf, halte ihm die Glock entgegen. Glucksend greift er nach dem Lauf.

Ich muss lachen. »Ja, du weißt, worauf es ankommt!«

»Nimm ihm das Ding weg!«, kreischt Kati und dann ist auch schon die Mutter da. Ohne ein Wort packt sie das Kind mit beiden Händen um seine Mitte und stolpert rückwärts davon, die Augen panisch aufgerissen.

»Du schaust ja, als hättest du Angst, wir könnten dein Dickerchen auf den Grill legen!«, rufe ich ihr nach. »Wir haben doch nur gespielt.«

»Grillen wär aber auch fein«, sagt Julia und kratzt sich am Stumpf oberhalb der Prothese. Ohne aufzustehen, lässt sie einen flachen Stein über das Wasser hüpfen, der drei Enten aufscheucht. Flatternd steigen sie auf, formieren sich, ein Geschwader auf der Suche nach dem nächsten Ziel.

Ich kämpfe noch immer mit meinem Ärger über Katis Anwesenheit. Wie ein Terrier hängt sie an Julia, nicht loszuwerden. Ein Terrier, der sich in das fehlende Bein verbissen hat.

Julia nimmt einen tiefen Schluck. »Auf deinen großen Tag«, sagt sie und reicht mir die Wodkaflasche weiter. »Wenn sogar du einen findest, kann ich ja noch hoffen.«

»Sei doch still!« Ich reiße eine Handvoll Gras aus, werfe es in ihre Richtung. »Du hast Arbeit, einen richtigen Job. Ich werde nur heiraten. Haushalt, Kinder ... wenn ich könnte, würde ich mit dir tauschen!«

Das ist gelogen, denn immerhin habe ich noch beide Beine.

»Ist doch nicht wahr!«, sagt Kati auch prompt, die Stirn missbilligend gerunzelt. »Du hast doch schon immer vom Heiraten geträumt, damals in der Schule. Weiße Kutsche, Blütenmeer und alles. Ist doch das Beste, was dir passieren kann! Und jetzt tust du so ...«

Als ob sich nichts geändert hätte seit unserer Schulzeit. Noch immer weiß sie alles besser. Ich spiele mit der Waffe, lasse mich auf den Rücken fallen und visiere durch das Blattwerk den Hubschrauber an, der die Wagramer Straße entlangknattert.

»Ich tu nicht so. Zweifel ist die Voraussetzung für jeden Erkenntnisfortschritt.« Ich schwenke die Waffe in ihre Richtung. »Ich denke, also bin ich. Du denkst nicht, also bist du nicht. Klick!«

Kati wedelt mit den Händen herum. »Ich wäre dir wirklich sehr dankbar ... leg das Ding weg!«

»Hey Leute, Gewalt ist nur eine Lösung unter vielen.« Julia grinst. »Schluss mit Schuss! Du hast bloß kalte Füße, Mädels. Entspann dich.« Sie winkt mich näher, die Flasche in der Rechten. »Leg dich hin!« Mit der Linken hält sie mir die Nase zu, dass ich nach Luft schnappen muss, mit der Rechten gießt sie mir den Wodka in den Rachen. Ich versuche zu schlucken, dann den Kopf wegzudrehen, doch ich habe Angst, mir die Nase zu brechen, so gnadenlos hält Julia fest. Das Zeug rinnt mir über die Wangen und den Nacken hinunter. Ich spucke, huste.

Kati entwindet Julia die Flasche und trocknet sie mit einem Zipfel der Decke ab. »Und? Wie ist dein Kleid?«, fragt sie. Ihr Blick wird schmalzig. »Weißt du noch – meines? Ein Traum! Du warst so neidisch!«

Ich tupfe mir mit dem Ärmel das Gesicht trocken und wische die Finger an der Hose ab, bevor ich mein Fonband vom Handgelenk löse und das Display gerade biege. Ich wische mich durch die Bilder. »Da! Das Hochzeitskleid meiner Mutter. Mit extra Rüschen unten. War zu kurz.«

Kati nimmt mir das Band aus der Hand und runzelt die Stirn. »Hast du das schon gepostet?« Sie hält Julia das Bild unter die Nase.

Ich sehe ihnen an, was sie denken, erkenne mich ja selbst kaum wieder in der Prinzessin mit dem aufgesteckten Haarteil über Rüschenwolkenbergen. Unter halb gesenkten Lidern vermessen sie den Ist-Zustand, vergleichen ihn mit der Fremden auf dem Foto.

Ich versuche, ihre Blicke zu ignorieren und mit dem Untergrund zu verschmelzen. Mein Flecktarn, in der Stadt so sinnlos wie der Glaube an höhere Gerechtigkeit, ergibt auf der graugrünen Decke mit den durch das Blätterdach gefilterten Lichtflecken endlich Sinn. Schon morgen muss ich auf seinen Schutz verzichten und jeden Tag vor dem Kleiderschrank grübeln, was ich anziehen soll. Will. Den ganzen Tag selbst bestimmen, was zu tun ist.

»Wie ist er denn so?«, fragt Julia.

Der verschüttete Schnaps brennt noch in meinen Augen, lässt sie tränen. Ich setze mich in den Schneidersitz, nippe an der Flasche und reiche sie an Julia weiter.

»Ganz okay. Bis auf die feuchten Hände. Im Bett ...«, ich schlucke, denke an das Getatsche und die viel zu nassen Küsse, »... na ja, das wird schon. Immerhin 78 Prozent Charakterübereinstimmung und sogar 86 Prozent genetische Kombatt... – Scheiße, verdammter Fusel – Kompa-ti-bi-li-tät, wollte ich sagen. Mehr als mit seiner Ersten jedenfalls.« Die Sonne sticht mir in die Augen und ich rutsche ein Stück weiter in den Schatten.

Kati wiegt den Kopf, spitzt die Lippen, tut wieder einmal auf süß. »78 und 86, nicht schlecht. Bei uns waren es 81 und 89, aber so viel besser ist das ja auch nicht.«

Julia boxt ihr auf den Oberarm. »Hat dein Mann sich auch schon nach einer Nachfolgerin umgeschaut? Vier Jahre verheiratet und noch immer nicht schwanger. Pass bloß auf!«

»Sie ist weg«, sage ich. Wenigstens heute soll es um mich gehen und nicht um Kati.

»Weg? Wer?«, fragt Julia.

»Na, seine erste Frau.«

»Wie, weg? Tot?«

»Keine Ahnung. Vielleicht bei der Miliz. Wo alle Minderleister aufschlagen. *Ob kunstverseucht, ob bipolar, ob süchtig oder unfruchtbar – die rechte Waffe in der Hand macht euch zum Teil der Heldenschar!*«, zitiere ich den Leitsatz der Kampagne, die mich vor fünf Jahren aus dem Atelier geholt hat. »*Marschgesang statt Ausdruckszwang.*«

»*Kindersegen oder Minenlegen*«, wispert Julia und reicht Kati anzüglich zwinkernd die Flasche. Den Spruch kenne ich nicht, den hat sie sich ausgedacht.

Katis Gesicht jetzt. Obwohl sie als Lehrerin sicher nicht bei der Miliz landen würde, ob sie nun Kinder bekommt oder nicht. *Auch Bildung ist Landesverteidigung. Nur, wer die Grenzen des Landes kennt, kann sie auch verteidigen* und all das Gewäsch. Ob sie auch an die Sprüche denkt? Jedenfalls kaut sie auf ihrer Unterlippe und würgt hinunter, was ihr auf der Zunge liegt. Noch immer kann Julia sich bei ihr alles erlauben. Einer der letzten Sonnenstrahlen streift ihr zartes Gesicht, lässt ihr mokkafarbenes Haar aufglänzen, bevor die Sonne hinter dem Kahlenberg versinkt. Mit dem

Zeigefinger zeichne ich den Schwung der Locke, die sich über ihre Wange windet, auf mein Hosenbein. Hinter uns rafft die letzte Familie ihre Badesachen zusammen und macht sich auf den Heimweg.

»Irgendetwas fehlt«, sagt Julia, den Blick auf mein Fonband geheftet. »Kein Schleier, das wäre zu viel. Ein weißes Satinband vielleicht, locker eingeflochten.«

Auf allen vieren krieche ich zu ihr, weil der Boden unter mir buckelt und kippt. Go-Pill und Alkohol, dazu die Hitze. Den Kampf mit der Schwerkraft gewinne ich mit Mühe und richte mich auf, stütze mich auf Julias Schulter. Sie hat die Prothese abgenommen. Wie damals der abgetrennte Unterschenkel liegt sie in der Wiese, der türkisfarbene Leinenschuh am rechtwinklig abgespreizten Fuß ordentlich geschnürt, darüber die Rüschen eines weißen Söckchens, seit Jahren gleich. Nur die roten Spritzer fehlen. Und aus der fleischfarbenen Hülle ragen weder Knochensplitter noch blutiges Gewebe.

Es geschah, als die Leute begannen, ihre Gärten zu verminen, um sich und ihre Vorräte zu schützen. In den Unruhezeiten während des Zerfalls der Union war es auf einmal kein so großes Glück mehr, mit Kindern am Stadtrand zu wohnen. Modetechnisch hingegen war diese Zeit ein Gewinn, weil die Männer sich ihre Bärte abrasierten. Schließlich lief jeder Bärtige Gefahr, als Islamist zu gelten. Den Prügelpatrouillen der *Aufrechten*, die damals außer Rand und Band gerieten, wollte niemand einen Vorwand liefern. Wie Gewitterwolken hingen Misstrauen, Angst und die Erwartung einer Katastrophe, eines großen Krieges, über unserer Kindheit, ohne dass wir ihnen mehr Bedeutung zugemessen hätten, als der Gefahr eines kräftigen Regenschauers.

Es ist ja dann auch nicht zum ganz großen Desaster gekommen. Nicht zu dem jedenfalls, auf das alle gewartet hatten. Gerade noch rechtzeitig hatten die *Aufrechten* die Macht übernommen und das Land gereinigt, jeden Einzelnen in die Pflicht genommen, Grenzen gezogen, Zäune errichtet.

Wir spielten Basketball bei den Garagen, Julia, Kati und ich. Shirin war schon heimgegangen, ihre Eltern in dauernder Sorge um sie. Der Ball flog über einen Zaun. Orange leuchtend lag er auf dem Rasen, der Maschendraht brusthoch nur und niemand weit und breit zu sehen.

Kati hätte gehen müssen. Sie hatte viel zu scharf geworfen.

Danach fing ich an, den Barbiepuppen die Glieder auszureißen und sie neu zu kombinieren. Ein schwarzes Bein für die weiße Barbie, vier weiße Arme für den schwarzen Torso, dem ich daraufhin neue Kleider nähen musste. Damals gab es noch fremdethnische Barbies. Auch gehäkelt habe ich viel.

»Ein weißes Satinband?«, frage ich und starre auf das Brautkleid-Bild. »Ich weiß nicht. Vielleicht eher eine Dornenkrone. Rosenstiele zum Kranz gewunden, die Blütenblätter zu meinen Füßen verstreut.«

Der Schuss kracht neben uns in den Baum, lässt Rindenstücke spritzen und die Vögel im Umkreis auffliegen.

»Deckung!«, schreit Julia und sucht Schutz hinter dem Stamm.

Der Wächter steht keine zehn Meter entfernt am Zaun der Sportanlage, die Halbautomatische angelegt. Ein bärtiger Siebziger in der kornblumenblauen Uniform der Bürgerwehr. Ich taste nach meiner Waffe, Adrenalin auf Kampfpegel, Schweißausbruch, kein Schwindel mehr, kein Zittern. Ich nehme ihn ins Visier.

»Schert's euch weg, versoffenes Gesindel!«

Kati steht auf und geht langsam auf den Alten zu, die Arme wie lahme Flügel ausgestreckt, die Handflächen offen, klebrig lächelnd. »Entschuldigen Sie, wenn wir Sie gestört haben sollten. Ich unterrichte drüben am Gymnasium.« Sie deutet mit dem Zeigefinger vage über das Wasser. Als ob der Mann sich mit der Waffe in der Hand nach der besten Schule für seine Enkel erkundigt hätte. »Ich feiere mit meinen Freundinnen hier Jungesellenabschied, da muss es doch ein bisserl poltern.«

Selbst jetzt will sie politisch korrekt sein und vermeidet die weibliche Form, obwohl eindeutig kein Mann unter uns ist. Bloß kein linkes Gendersprech. Sie lacht affektiert, hebt die Arme und wirft den Kopf in den Nacken, als wolle sie dem Alten die Richtung zum siebten Himmel zeigen. Er behält die Waffe im Anschlag, doch seine Schultern entspannen sich.

»Ich verspreche Ihnen, wir bleiben nicht mehr lange. Schließlich will ich morgen bei der Hochzeit nicht völlig verkatert sein.«

Ich, ich, ich, ich. Alle Blicke wie immer auf sie gerichtet. Der Schuss zieht einen endgültigen Schlussstrich unter ihr Geplapper. Ich lasse meine Waffe sinken wie der Wächter die seine, sehe sie taumeln, beobachte ihren Fall. Nur der Wächter kann ihr in die Augen sehen. Sein Mund steht offen, der Kiefer wie ausgehängt. Er sieht Julia an, die hinter ihrem Baumstamm hervorlugt, schließlich mich. Er schwankt einige Schritte rückwärts und rennt dann geduckt im Zickzack davon wie ein Feldhase.

Julia kriecht hinter dem Baum hervor. Ihr Blick hetzt hin und her zwischen Kati und mir und der Stelle, wo der Mann gleich im Vereinsheim verschwinden wird. Sie robt zu Kati, die reglos auf dem Bauch liegt, starrt auf das Loch, das unterhalb des linken Schulterblattes in der weißen Bluse prangt. Wie eine im Zeitraffer aufblühende Rose breitet sich das Blut auf dem Gewebe aus. Julia packt Kati an der Schulter, versucht, sie umzudrehen.

Eiswassergleich schwappt Nüchternheit durch meinen tauben Körper. »Lass, wir müssen weg, bevor die Miliz kommt!«

Ich schiebe die Glock in das Holster, greife nach der Beinprothese und werfe sie Julia zu. Die Flasche wische ich an der Decke ab, genetische Spuren, Fingerabdrücke, bevor ich sie in den Fluss schleudere. Keuchend halte ich inne. Wie schnell sich alles ändern kann. Der Schuss hat sich gelöst. Einfach so. Ich lege die Hand an die noch warme Pistole, will auch sie abwischen, der Flasche hinterherwerfen. Doch die eingravierte Dienstnummer führt direkt zu mir, auch ohne Fingerabdrücke, und morgen früh bei meinem Dienstaustritt muss ich sie abgeben.

Julia packt mich am Arm, reißt mich fort.

Tag 2

Ich trage ein schwarzes Band im Haar und gebe keine Antwort auf die Fragen. Gibt es nicht viele Gründe, am Hochzeitstag zu trauern? Soll jeder selbst seinen Reim darauf finden. Kotzerei kurz zuvor über einem Beet mit Sommerblumen, rot und weiß und violett. Mitleidige Blicke, verhaltenes Getuschel und das beliebte Ratespiel: schon schwanger oder nur Nervosität? Vom Poltern schwer verkatert?

Julias Augen, dunkle Knöpfe, verschlossen über dem wahren Grund der Übelkeit und dem des schwarzen Bandes. »Verraten werde ich dich wohl nicht«, hat sie gesagt, als wir uns am Vorabend trennten. *Wohl nicht*. Meine beste Freundin.

Wir stehen in der Kirche, vor mir der Altar.

»Da ist ein Mensch. Allein. Kein zweiter teilt mit ihm den Lebensweg. Für wen müht er sich ab?«, fragt der Priester schleppend. Der Gekreuzigte schaut ihm über die Schulter, sieht mich an, eher traurig als leidend. An körperlichen Schmerz muss er sich über die Jahrhunderte gewöhnt haben, doch die Vergeblichkeit seines Versuchs, die Menschheit von ihrer Schuld zu erlösen, wird ihn in alle Ewigkeit bekümmern. Wenn er mich jetzt wirklich sähe, dann wäre es das erste Mal, dass er mich wahrnimmt. Ich senke den Blick.

Jesus ist wohl der letzte Mann, der in diesem Land noch Vollbart trägt, verpönte Islamistentracht. *Wir laden unsere Gäste ein, beim Abtransport dabei zu sein*. Wenn ich die Augen schließe, kann ich sie heute noch hören, wie sie vor dem Schultor ihre Parolen schrien, unsere *Aufrechten*. *Ob schwarz ob braun, dein Land ist fern. Bei uns sehen wir dich nicht mehr gern. Chris! Ten! Heit! Zum! Kampf! Be! Reit!*

Damals hatte Julia sich aufgeregt. Man dürfe Minderheiten nicht in die Ecke drängen. Dann war Shirin von einem Tag auf den anderen

verschwunden, abgeschoben wie so viele andere, und auch Julia hatte den Protest aufgegeben. Julia. Die kein Wort mit mir gesprochen hat, heute, mir nicht die Ohrringe gegeben hat, die sie mir borgen wollte. *Etwas Altes, etwas Neues, was Geborgtes und was Blaues*, alter germanischer Brauch, heißt es, doch das reimt sich nicht einmal und meistens hört man die Worte noch immer auf Englisch. *Something old, something new, something borrowed, something blue*. Den Kampf um die ausschließliche Verwendung der deutschen Sprache hat inzwischen selbst der Kanzler aufgegeben. Auch die Engländer seien in ihrer Grundsubstanz Germanen, sagt er.

Neben mir steht der Mann, der von nun an die Freundinnen ersetzen muss und das auch will, sofern ich den Druck der schweißnassen Hand richtig deute. Hinter mir schluchzt es. Meine Augen sind trocken, der Blick gesenkt auf das weiße Rüschenmeer, dessen Saum bei der kleinsten Bewegung wie Gischt über den steinernen Boden tanzt. Ich möchte Blut sehen auf diesen weißen Wolken, rot wie das auf Katis Bluse, gestern erst, zum Sterben schön in seiner Endgültigkeit. Sterben, jetzt, das wäre Gottesbeweis und verdiente Strafe zugleich.

Ich schwanke, meine Brust so eng. Ich krieg das in den Griff, muss mich nur weiter von einem Gedanken zum nächsten hangeln, darf nicht denken, was war, nur was sein wird, sein könnte. Ich klammere mich an die Hand des Mannes, schwitzend jetzt wie er, hebe ich den Blick wieder zum Leidenden am Kreuz. Auch er ist schön. Sein letzter Atemhauch vom Künstler eingefangen.

Der Priester: »Wenn ein Einzelner im Bett liegt und friert, dann kann er so viele Decken nehmen, wie er will – fehlt ihm ein anderer Mensch, so wird ihm nicht warm werden. Doch zwei können sich gegenseitig wärmen.«

Noch wärmt er mich nicht, der Mann, weiß gar nicht, dass er soll, trotz der 78 Prozent Charakterübereinstimmung. Schüchtern ist er, hat mir noch nie tief in die Augen gesehen. Doch ich habe ihn nur als Retter auserkoren, nicht als Helden. Wie hätte ich wissen sollen, dass es heute für Rettung zu spät sein würde.

In der Miliz ist es eng, kein abweichendes Betragen gestattet. Das haben sie mir gleich am Anfang eingetrichtert, nachdem ich Graffiti auf dem Klo hinterlassen hatte. Nachschulung in der Arrestzelle zur besseren Fokussierung

auf den Lebenszweck. Fünf Jahre lang habe ich gehofft, ich könnte ihn loswerden, den unwürdigen Ausdruckszwang. Eine unkontrollierbare Sucht sei es, sagt man, und lange hätte ich sie nicht mehr verbergen können. An der Seite des Mannes werde ich malen können, zeichnen, ohne andere zu belästigen, meine Pflichten überschaubar, den ganzen Tag allein, zumindest, bis die Kinder kommen. Wenn ich ihm welche schenken kann, dem Mann, dem Land, dem Kanzler, der uns schützt und leitet.

»... sind Sie hierhergekommen, um nach reiflicher Überlegung und aus freiem Entschluss mit Ihrem Bräutigam Johannes Martin Mittermüller den Bund der Ehe zu schließen, dann antworten Sie bitte mit: Ja!«

Ich schnappe nach Luft. Der Name, den der Priester nennt, erscheint mir fremd. Ich wende den Kopf, sehe den Mann an, der lächelt, keine Verwechslung, und ich sage ja, bevor ich anderes denken kann. Er steckt den Ring an meinen Finger, dann dasselbe umgekehrt. Der schönste Tag in meinem Leben.

In der Sonne auf dem Kirchplatz, der nach dem letzten Regenschauer dampft, werden wir mit Reis beworfen. Mama bringt mir ein Glas Sekt und weint und als sie mich umarmt, möchte ich mich an sie lehnen, möchte mit ihr um mich weinen, doch dafür ist jetzt keine Zeit. Einer nach dem anderen drückt mich an sich, wünscht mir Glück. Ein neues Leben fängt heute an, mit neuen Verwandten, die mich küssen und in die Wange zwicken, so blass sei ich, es wird doch nicht schon etwas unterwegs sein?

»Nein«, sage ich. »Ich glaube nicht. Ich hab nur schlecht geschlafen.« Die Aufregung, natürlich.

Julia kommt und küsst mich nicht und schenkt mir eine Rose und dann, anstatt etwas zu sagen, reißt sie alle Blütenblätter aus und wirft sie auf den Boden.

»Der fehlt nicht nur das halbe Bein, der haben sie das Hirn auch weggeschossen«, schimpft einer hinter mir.

Ich schließe die Hand um den Stängel und lächle. Dornen bohren sich in mein Fleisch, es ist ein guter Schmerz. Die Gäste freuen sich über den Skandal. Sie tuscheln. Der Mann, mein Mann, legt einen Arm um mich, während Mama Julia fortzieht und leise auf sie einspricht. Jemand greift nach dem

Stängel, doch ich halte ihn fest. Ich will ein bisschen bluten, das habe ich mir verdient.

Heiser stimmt Oma ein kroatisches Hochzeitslied an und nach der ersten Zeile singt auch die Tante mit. Die Gäste schauen betreten zu Boden, weil Sprachen völkischer Minderheiten zwar nicht verboten, doch unerwünscht sind. In der Mitte der zweiten Strophe klatscht Mama und andere fallen ein und die Stimmen brechen unter dem Applaus und die Oma tupft sich mit der Blusenmanschette die Tränen aus den Augenwinkeln.

Über den kahlen Kopf des neuen Onkels hinweg bemerke ich zwei Männer am Rand des Platzes, die uns nicht aus den Augen lassen. Sie tragen graue Anzüge, keine Miliz, vielleicht Zivilbeamte. Ob Julia mich doch verraten hat? Flucht ist im Hochzeitskleid undenkbar. Ich brauche einen Plan.

Man schiebt mich hierhin und dorthin, lobt mein Kleid, meine Frisur und zahllose Fotos werden geschossen. Dann folgt der Aufbruch zum Hochzeitsmahl, beim Italiener gegenüber. Dass die Italiener bleiben durften, wird von manchen kritisiert. Schließlich ist Italien kein Nachbarland mehr. Der Kanzler begründet es damit, dass die Abspaltung Padaniens erst Jahre nach dem Rückführungsgesetz erfolgte. Und damit, dass er Pizza liebt. Ich mag sie nicht, deshalb gibt es heute Nudeln und Fleisch und danach Tiramisu. Das passt zum siebten Himmel, in den ich schweben soll, sagt Mama.

Mir ist schlecht vor Hunger. Seit gestern Mittag habe ich nichts gegessen.

Als wir die grauen Männer passieren, senke ich den Kopf. *Die Ehre gebietet, sich verdienster Strafe zu stellen.* Ich halte inne und als nichts geschieht, sehe ich die Fremden auffordernd an. Sie nicken mir zu.

»Wer ist das?«, flüstere ich.

»Sie haben uns vorhin gratuliert«, sagt der Mann in mein Ohr. »Erinnerst du dich nicht? Mein Chef und ein Kollege.«

Ein Stein fällt mir vom Herzen, doch schwer ist es noch immer. Ich habe Kati erschossen, doch ich weiß nicht mehr, warum. Es war alles wie immer.

Einzeln fallen pralle Tropfen, drohen mit Wolkenbruch, sprengen die Versammlung. Alles hastet auf das Restaurant zu.

Im Lokal verschwinde ich aufs Klo, werfe meine vorletzte Pille ein. Wölfisch lächelt der Kanzler mir von der Mediawand zu, als ich den Gasträum

wieder betrete. Seine Worte sind nicht zu verstehen unter dem aufgekratzten Festtagsgeschnatter. Was hätte er an meiner Stelle getan? *Ausmerzen, was uns behindert*, sagt er. Was täte er jetzt? *Niemals zweifeln! Was getan ist, musste getan werden.*

Gegrilltes Gemüse mit Rosmarinbrot und dann ein Spiel, ein Spiel. Ein Spiel! Meinen Fuß soll ich auf einen Sessel stellen und der Mann fingert unter meinem Rock, zieht mir das Strumpfband bis zum Knöchel und legt das Messer, das darin steckte, verlegen auf den Tisch. Lautes Johlen der Milizkameraden, als sie es erkennen, das Ding aus meinem alten Leben. Sie bieten jetzt Geld und für jeden Schein rutscht das blaue Strumpfband ein Stück weiter hinauf. Die Frauen sollten gegenhalten, doch zu wenige steigern mit. Das Band rutscht immer höher, der Rock mit ihm und ich wackle mit den Hüften, damit sie kriegen, was sie wollen: Strumpfband am Anschlag, darüber Haut und Spitzenhöschen. Zuversicht prickelt noch zögernd, doch ich spüre, wie sie meine Adern flutet. Die Pille tut ihre Arbeit. Ich raffe das Geld zusammen, stopfe es in mein perlenbesticktes Täschchen und zwänge auch das Messer hinein.

Kati hätte mitgesteigert. Zu spät, sie zu vermissen.

Linguini in Kapern-Zitronensoße, dann Saltimbocca mit Bratkartoffeln. Die Pille wirkt und auch der Wein macht mir das Atmen leichter, die Hand des Mannes auf meinem Knie, ein Glas noch und ich lache laut und suche Julia mit den Blicken.

Sie starrt mich an. Sie lacht nicht mit, springt auf und hinkt aus dem Lokal. Ich muss ihr nach. Mein Kleid, die ungewohnten Stöckelschuhe behindern mich beim Gehen. Als ich die Tür aufstoße, sehe ich sie in der Sonne stehen, das Handgelenk am Mund. Ich stakse auf sie zu. Sie spricht die Adresse ins blinkende Band, sagt »Schnell!« und blickt dann auf.

»Mit wem hast du geredet?«

Sie hebt die Schultern. »Kati war meine beste Freundin.«

»Sie?«

»Ja, sie! Ich hab mein Bein verloren und sie hat sich das nie verziehen. Sie hat die Last mit mir geteilt und jetzt ... du tust, als wäre nichts geschehen. Mach dich bereit, sie kommen gleich.«

Der Magen ein Stein und alle Geräusche auf Anschlag gedreht. Autoreifen schmatzen über nasses Kopfsteinpflaster, letzte Tropfen platschen von Gesimsen, Kinderwagenräder quietschen, dazwischen das Rauschen der Stadt und ein Vogel und dann ein fernes Martinshorn.

Tüll raschelt, als ich zurück in den Lärm der Feier stürze, Hilfe suche, wo keine zu erwarten ist. Ein dummer Instinkt, Schutz in geschlossenen Räumen zu suchen. Begleitet von Gelächter, Rufen und besorgten Fragen tripple ich auf die Tür zu den Nebenräumen zu. Damen, Herren, Personal und ein Hintereingang in die Küche. Noch eine Tür ohne Schild, doch die ist verschlossen. In die Küche also. Am Herd ein kahler Mann, der meine Größe hat, und ein junges Mädchen, kleiner.

»Ihr müsst mir helfen, bitte! Es ...«, ich suche nach einem Zauberwort, dem niemand widerstehen kann, »es geht um eine Menge Geld und ich teile auch mit euch. Ein verrücktes Hochzeitsspiel. 10 000 Schilling, wenn ich es schaffe, innerhalb von zehn Minuten mit einem Mann mein Kleid zu tauschen. Von den Gästen drinnen hilft mir niemand, ihr seid meine letzte Chance!«

Ich ziehe schon am Schürzenband des Kochs. Das Mädchen lacht. Sie hilft mir aus dem Kleid. Der Koch ziert sich erst noch.

»4 000 für mich und 1 000 für die Kleine?«

»Teilt eure Hälfte, wie ihr wollt, und jetzt die Hose, schnell! Die Zeit läuft ab.«

Er streift sich die Leinenschuhe von den Füßen und lässt die Hose fallen. Ich stehe schon in Unterwäsche da.

»Dein Hemd!«

»Das ist verschwitzt, ich hab noch eines in der Garderobe.«

»Keine Zeit, gib her!«

Das dunkelgrüne Poloshirt ist feucht und riecht nach Männerschweiß. Kichernd hilft das Mädchen dem Mann ins Hochzeitskleid, das hinten offen bleiben muss. Der Gürtel hält die Hose auf meinen Hüften fest. Die Schuhe sind zu groß. Ich zeige auf die Sandalen des Mädchens und sie schlüpft heraus.

»Dann will ich aber mehr!«

Der Koch zuckt mit den Schultern. Durch die Schwingtür, die zur Bar führt, dringt noch unverändert Lärm. Ich stopfe meine Perlentasche unter dem Hemd in den Hosenbund.

Das Mädchen kichert wieder, zeigt auf meinen Kopf und sagt zum Koch: »Die Locken würden dir gut stehen.«

Ich zerre das Haarteil aus meinem Schopf, dass die Klammern fliegen, und werfe es auf die Arbeitsplatte.

»Gibt es einen Hinterausgang? Ich komme lieber von draußen rein, dann ist die Überraschung größer.«

Auf der Straße hält ein Wagen, Silhouette hinter Milchglas. Eins, zwei, drei, vier, sechs Personen steigen aus, hasten davon. Das Mädchen greift nach dem Schlüsselbund, der neben der Tür am Haken hängt, winkt mir, ihr zu folgen, hinaus zu den Toiletten. Im Flur ein Kamerad, doch er erkennt mich nicht. Als er die Tür zum Gastraum aufstößt, höre ich eine strenge Stimme, die andere zum Schweigen bringt. Das Mädchen dreht den Schlüssel im Schloss der Hintertür, die aufschwingt, mich ins Treppenhaus entlässt. Links, hinter einer Glastür, der von Mauern umschlossene Hof, rechts das Haustor. Das Mädchen schließt die Tür. Ich haste zum Tor, zwänge mich durch einen Spalt hinaus und spähe verstohlen ums Eck.

Zwei Mannschaftswagen stehen auf der Straße, blockieren den Verkehr. Wachen flankieren den Eingang zum Restaurant, die Sturmgewehre in Bereitschaft. Ich atme tief ein, straffe die Schultern und schlendere, als hätte ich keine Eile, schräg zwischen wartenden Fahrzeugen über die Straße, meinen Rücken den Wächtern zugewandt, breitbeinig wie ein Soldat nach seinem fünften Bier. Mein Fon schrillt und ich schalte es aus. Noch drei Schritte bis zur nächsten Ecke. Jetzt bin ich aus ihrem Blickfeld.

Ich renne los, weiß nicht wohin. Immer dicht an den Häuserfassaden entlang hetze ich durch Nebenstraßen, bis ich außer Atem bin, stolpere über Putzroboter, lande unversehens am Gürtel. Acht Fahrspuren trennen mich vom Westbahnhof.

Viele Menschen, das ist gut, dort kann ich mich verbergen. Ich bremse meine Schritte, nur nicht auffallen, kämpfe gegen den Drang zu rennen, während ich Fahrbahn, Grünstreifen und wieder Fahrbahn quere und dabei

versuche, die Kameras, die hier jeden Winkel erfassen, einerseits nicht zu beachten und ihnen andererseits nie das Gesicht zuzuwenden. Eindeutige Personenkennung erfordert Frontalaufnahmen.

Endlich im Gebäude. Geschützt durch das Gewirr der Reisenden und Konsumenten, der Jugendlichen, die mit Kaffeebechern in der Hand an Auslagen vorbeisclendern, der Randexistenzen, die sich die halb leer gewegeworfenen Becher aus dem Müll angeln, atme ich auf.

Das Wichtigste zuerst: neue Kleidung. In der Umkleidekabine eines Modediscounters ziehe ich mein Perlentäschchen aus dem Hosensbund. Geldscheine glattstreichen, zählen, was ich brauche, um zu bezahlen, was ich zusammengerafft habe: Sneakers, Hose und eine dünne Sommerjacke mit großen Taschen, alles reduziert, hellblau, die Farbe dieses Sommers, dazu ein lila Shirt. Den Rest des Geldes stecke ich in die Hosentasche, das Messer in den Bund.

Ich streiche über die aufgestickten Perlen meines Hochzeitsbeutels, in dem nun nichts mehr steckt als meine Identitätskarte, die Milizplakette, ein Lippenstift, Taschentücher, Mundspray und die letzte Go-Pill. Nur diese eine. Ich stecke sie in die Jackentasche.

Gern trenne ich mich nicht von meinem Täschchen, das für alles steht, was heute neu hätte anfangen sollen. Es scheint an meiner Hand zu kleben, als ich es zwischen den Kleidungsstücken des Kochs verberge. An der Kasse packe ich die alten Sachen in einen Papierbeutel und drücke ihn draußen einem der Wertlosen in die Hand, die in den Abfallbehältern wühlen. Mit einem großen Milchkaffee setze ich mich auf eine Bank, direkt unter eine Kamera, die mich so nicht erfassen kann, und versuche nachzudenken. Eine Milizstreife passiert mich, ein Stück weiter steht die nächste, jagt Minderexistenzen aus der Einkaufszone auf die Straße.

Ich muss die Stadt verlassen. Doch nirgends sonst kenne ich mich aus. Ich marschiere auf den Fahrscheinautomaten zu, gebe mich entschlossen, studiere die Ziele, als mich die Erkenntnis schockt, dass ich ohne Ausweis nirgends hinkann. Man denkt nie darüber nach, solange alles funktioniert, doch alles hängt am Band: bargeldlose Zahlung, Ausweis, Tickets, Kommunikation. Wenn ich es jetzt verwende, weiß man, wo ich bin, wo ich hinwill ebenso.

»Brauchen Sie noch lange?«, fragt eine Frau im Alter meiner Mutter.

»Das Scheißding ist kaputt!« Ich halte ihr das schwarze Band an meinem Handgelenk unter die Nase. »Wie soll ich jetzt ...?«

Sie schüttelt genervt den Kopf. »Nicht aufgeladen, nehme ich an. Mein Sohn vergisst das auch immer.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

»Haben Sie Bargeld?«

Ich nicke.

»Gehn 'S zum Schalter.«

»Ohne Ausweis?«

»Haben Sie denn keine Karte?«

»Nicht mit.«

»Herrgott, wo wolln 'S denn hin?«

Ich sage »Melk«, der erste Ort, der mir auf dem Bildschirm auffällt, ein Fehler, viel zu nah.

»Wie viel Geld haben 'S denn mit?«

Ihr lauernder Blick lässt mir keine Wahl. Wenn ich jetzt nicht großzügig bin, alarmiert sie die Streife, die fünf Meter weiter einem ungepflegten Mann den Arm auf den Rücken dreht. Ich senke die Hand in die Hosentasche, ziehe einige Scheine heraus.

»Das ist alles, was ich habe.«

Die Frau drückt Knöpfe und hält ihr Band vor den Scanner, bis es summt.

»Wie viel?«

Die Frau lächelt schmal. Mit einer Hand steckt sie mir die Quittung in die Jackentasche, mit der anderen reißt sie mir alle Scheine aus der Hand und wendet sich ab, um ihr eigenes Ziel einzugeben.

Gegen die Fahrtrichtung sitze ich im muffigen Waggon des Regionalzugs, mir gegenüber zwei andere Reisende, mit denen ich jeden Blickkontakt vermeide. Schon bei der nächsten Station steigt die Dunkelhaarige mit der unreinen Haut wieder aus. Vor dem Fenster sprengt die Landschaft die Häuser auseinander. Wald und leere Felder, Straßen, unbelebte Dörfer, hier und da ein Traktor oder eine Frau mit Hund. In jedem Dorf die Bürgerwehr, dazu oft

auch Miliz, jeder Fremde wird beäugt. Die Anonymität der Stadt und der Schutz, den sie gewährt – dass ich daran nicht gedacht habe. Doch gegen diesen Fluchtinstinkt ist mit Verstand kaum anzukommen. Nun muss ich wohl nach Linz, mich ab Melk auf dem Klo verstecken.

Schlafend sitzt mir gegenüber ein mittelalter Mann mit schmalem Schnauzbart und fleischig feuchten Lippen. Er trägt einen teuren Anzug. Bei jedem zweiten Atemzug dringt ein Pfeifen aus einem seiner Nasenlöcher.

Der Zug schleicht fast im Schrittempo. Gleisarbeiten, heißt es, Schienenbruch droht. Überall im Land fehlen Geld und Arbeitskraft, alles geht irgendwann kaputt.

Ich drehe meinen neuen Ring – Weißgold, ohne Stein und Muster – und wünsche mich weit weg, ans Meer im Norden irgendwo. Sand und schaumgekröntes, graues Wasser und ein unentwegtes Rauschen, das an- und wieder abschwilt und alles andere auslöscht. Stattdessen mache ich einen Zeitsprung. Vierundzwanzig Stunden rückwärts lande ich am Kaiserwasser und werde Kati gleich erschießen. Will es nicht tun, diesmal nicht tun, sehe meine Hand sich heben, spüre den Druck am Zeigefinger, schließe meine Augen. Höre nicht den Knall, nur den Aufschlag der Kugel, die das Fleisch durchschlägt. Es gibt keine zweite Chance. Wenn schon zurück, dann müsste ich noch viel weiter gehen. Basketball vor den Garagen, nur diesmal fange ich diesen Ball, egal, wie scharf Kati ihn wirft.

Eferding, jetzt fällt es mir ein, liegt gleich hinter Linz und ist zwar keine große Stadt, doch dort wohnt die andere Oma, Vaters Mutter, seit vielen Jahren nicht gesehen, zuletzt kurz nach Julias Verstümmelung. Erleichtert schließe ich die Augen, stelle mir vor, wie sie sich freut und der Druck in meiner Brust lässt ein wenig nach. Die Oma wusste immer alles. Vielleicht fällt ihr ein, wie ich zu retten bin. Und niemand wird mich dort vermuten. Der Kontakt ist abgebrochen, nachdem Papa uns verlassen hatte.

Automatisch tippe ich auf mein Band, um die Karte aufzurufen, und es leuchtet auf. Alarmierende Symbolkaskaden rollen über das Display und ich schnappe nach Luft. Jeder, den ich kenne, will mich offenbar erreichen. Panisch reiße ich das Band vom Handgelenk und knicke es, bis es bricht. Ob dieser kurze Netzkontakt ausgereicht hat, um mich aufzuspüren?

Jetzt ist es kaputt. Auch andere leben ohne. Die Wertlosen, die sich keines leisten können oder nicht geortet werden wollen. Wenn ich mich nur früher dafür interessiert hätte, wie und wo sie überleben.

Personalausweis, Führerschein, Bankverbindung, Internet und Fon sind jetzt für mich Vergangenheit. Nach einem Blick auf den Mann gegenüber, der immer noch schläft, stehe ich auf, öffne das Fenster, ein paar Zentimeter nur, um ihn nicht aufzuwecken, werfe das schimmernde Band durch den Spalt und kauere mich wieder in mein Eck.

Die Stirn an die Scheibe gelehnt sehe ich hinaus. Ein Hof auf einem sanften Hügel schwimmt hinter meinem Tränenschleier, schillert in der Sommerabendsonne, ein Bild aus einem Märchenbuch. Dort hätte ich gerne mein Zuhause, inmitten fetter Felder, ein Bauernschicksal ohne Hast, kein Kampf und keine Flucht und frische Kätzchen jedes Jahr. Dort wäre das alles nie geschehen. Hühner, Kühe, Feldarbeit und eine Schar barfüßiger Kinder. Ich trüge ein geblühtes Kleid. Mein Mann, ein roher, breitgebauter Kerl, reißt es mir vom Leib und stößt mich grob ins Heu. Danach trinkt er sich besinnungslos und ich leiste ihm Gesellschaft. Ich dürfte ihn nicht töten.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Der Mann von gegenüber ist erwacht und gibt sich hilfsbereit. Er kramt in seiner Aktentasche und fördert ein Päckchen Papiertaschentücher zutage. Ich reibe mir die Augen, schniefe und schüttle den Kopf. Ich könnte versuchen, sein Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht hat er selbst Kinder in meinem Alter und Mitleid und hilft mir, weiterzukommen. Andernfalls könnte ich versuchen, sein Band zu stehlen, um mir damit die Weiterfahrt zu kaufen.

»Es ist nur«, schniefe ich, improvisiere, »meine«, jetzt bloß nicht Oma sagen und Eferding, »meine Tante lebt in Melk. Ich wollte sie besuchen, aber jetzt liegt sie im Krankenhaus, ein Herzinfarkt, und ich weiß nicht, wo ich hinsoll. Meine Fahrkarte geht nur bis dort und mein Band ist kaputt.« Ich schaue so jämmerlich drein wie ich kann, viel Übung habe ich darin nicht.

Misstrauisch mustert der Bärtige mich. »Und das haben Sie erst nach der Abreise erfahren? Ich habe Sie nicht telefonieren gehört.«

Sein Blick streift mein Handgelenk, das unter dem langen Jackenärmel verborgen ist. Darauf muss ich in Zukunft achten. Hätte ich das kaputte Band

behalten, dann könnte ich es ihm zeigen.

»Sie haben geschlafen.«

»Vielleicht können Sie im Krankenhaus den Schlüssel zur Wohnung Ihrer Tante holen. Sie ist sicher froh, wenn in ihrer Abwesenheit jemand ein Auge darauf hat.«

Was soll ich sagen? Mein Rettungsboot leckt.

»Oder suchen Sie nur eine Ausrede, um die Nacht mit mir zu verbringen? Das ist schon in Ordnung. Sie wären nicht die Erste, der ich geholfen hätte.«

Er zwinkert mir zu und befeuchtet sich die Lippen mit der Zungenspitze. Ich spüre die Hitze in meinen Wangen und senke den Blick. So schnell geht das, so leicht. Es gibt ihn also tatsächlich, den stillen Brauch, sich im Zug wie auch im Restaurant eines Möbelhauses auf die Suche nach Sexualpartnern zu machen. Gehört habe ich davon. Setze sich eine allein reisende Frau zu einem ebensolchen Mann, dann sei das ein Angebot, sagten die Kameraden, und eine gute Gelegenheit, weil man da alles haben könne. Die elektronisch arrangierten Ehen funktionierten schließlich nicht immer, meinten die einen, da sei viel Potenzial für Unzufriedenheit und daraus folgende Abenteuerlust. Die anderen sagten, dass vor allem glücklich verheiratete, noch kinderlose Frauen während ihrer fruchtbaren Tage nach Bespringern suchen würden. Ein pragmatischer Versuch, die Gefahr eines Austausch nach vier Jahren zu bannen, ohne den eigenen Mann mit dem Vorwurf der Unfruchtbarkeit zu brüskieren. Ich muss froh sein, dass sich die Gerüchte bestätigen.

»Es ist nur«, sage ich und bringe es nicht fertig, ihn dabei anzusehen, »ich habe das noch nie gemacht.«

»Natürlich nicht, Mädchen, es ist *immer* das erste Mal.«

Beschämt senke ich den Kopf unter seinen herablassenden Worten, zwingt mich, die Fäuste nicht zu ballen. Ja, es ist wahr, fast jede Frau treibt heute Handel mit ihrem Körper. Doch dass die Nutznießer uns dafür verachten, das würde der Kanzler nicht wollen.

»Ich wohne nur ein paar Kilometer von Melk entfernt. Mein Auto steht am Bahnhof«, sagt der Mann, der bald auf mir liegen wird im Austausch für meine sichere Weiterreise. In meiner Hochzeitsnacht. Er lächelt, ich kann nur sagen: verschlagen. Als hätte er meine Gedanken gehört, sagt er: »Wenn Sie mir nur

bitte Ihren Ausweis zeigen. Man weiß ja nie, was für Gesindel ... Sie könnten zu der flüchtigen Zeckenbrut gehören.«

Mein Herz pocht im Hals und ich winke ab. »Sicher nicht, außerdem kenne ich Sie ja ebenso wenig. Sie könnten mich erpressen wollen. Mein Mann darf nichts davon erfahren.« Ich zeige auf meinen Ring, stolz auf meine Geistesgegenwart, und räuspere das Herz hinunter, zurück an seinen Platz. »Vielleicht sollte ich Sie nach *Ihrem* Ausweis fragen. Ein Mann, der fremde Frauen einlädt, bei ihm zu übernachten ... man weiß schließlich nie ... Sie könnten ein Frauenmörder sein.« Ich ringe mir einen koketten Wimpernschlag ab.

Er zieht die Oberlippe schief hinauf, den Mundwinkel abwärts, ein Lächeln möglicherweise. »Schiele mein Name, Hofrat Doktor Paul Christian Schiele.« Er wirft sich in die Brust. »Sektionschef im Medienministerium. Und Ihr Name?«

Ich sauge scharf die Luft ein und er freut sich über die Reaktion, nickt bestätigend. Ja, so beeindruckend bist du, eitles Arschloch. Ein Regierungsbeamter. Meinen Namen jetzt, doch lieber nicht den echten. Wenn ich nun Julia Mayer sagte, so gewöhnlich wie nur möglich? Als Kind wollte ich Samira heißen, doch das klingt heute nicht mehr gut. Ich zögere schon zu lange. »Katharina. Katharina Mittermüller.«

Zu spät fällt mir ein, dass ich seit heute Morgen wirklich Mittermüller heiße. Doch Katharina bin ich nicht. Die ist tot.

Wir geben uns die Hand. Er bietet mir einen Keks aus einer roten Packung an. Und wieder dieses Viertellächeln.

»Nichts für ungut«, sagt er. »Es nimmt überhand, Sie wissen. Man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Was nimmt überhand?« Ich greife nach einem Keks, nur höflichkeitshalber, denn gegessen habe ich reichlich.

»Die Aufrührer, Staatsverräter, Zwietrachtsäer, Verbündete des Kalifats. Der Kanzler sorgt sich zunehmend. Haben Sie seine Ansprache am Mittag nicht gehört?«

Der Leitwolf vor der Nationalflagge auf dem Monitor beim Italiener. »Nein, leider, ich war bei einem Hochzeitsmahl, sehr laut, der Ton nicht zu

verstehen.«

»Man hat gestern ein Nest ausgehoben, mitten in Wien. Leider ist einigen von der Brut die Flucht gelungen, darunter auch zwei Frauen. Eine Schande, dass die, anstatt für ihr Land zu kämpfen oder zu gebären ... Es schmerzt mich immer ganz besonders, wenn Frauen, deren Natur doch die Hingabe ist ...«

Ich blende sein Geschwafel aus und nicke ab und zu. Doch warum erzählt er mir von diesen Frauen, mit so bedeutungsschwangerer Miene? Hat er mich in Verdacht?

»Sie werden doch nicht glauben, dass ich ... Ich war Soldatin!«

»Und halten Ihren Treueschwur bis in den Tod, so wie versprochen?« Er blinzelt spöttisch. Wie er zu diesem Misstrauen kommt?

»Der Kanzler hat unser Land gerettet«, sage ich und meine Stimme zittert. »Wenn er nicht die Unruhen beendet, die Grenzen gesichert und die Religionsfremden ausgewiesen hätte, dann müsste ich jetzt ein Kopftuch tragen.« Als gäbe es nichts Schlimmeres. Mein Hirn ist leer, mir fällt nichts ein. »Kein Geld für unsere eigenen Leute, stattdessen Muezzingeschrei«, stottere ich. »Wenn er nicht gewesen wäre, dann wären die Gärten noch heute vermint. In der schlimmen Zeit hat eine Tretmine meiner besten Freundin das Bein zerfetzt. Dass Sie mich für eine von denen halten ...!«

Wahre Worte, die in meinen Ohren unerklärlich nach Lüge klingen. Warum nur? Der Führung und meinem Land gegenüber war ich immer loyal. Und das mit dem Mord und Julias Bein geht Schiele überhaupt nichts an.

Er nickt, scheinbar zufrieden, kramt in der Tasche und fördert eine Dose Wein zutage. Der Verschluss knackt.

»Ein Schluck auf den Kanzler und die Zerschlagung der staatsfeindlichen Brut!«

Er trinkt und setzt die Dose ab. Ein Speichelfaden zieht sich vom Dosenrand zur Unterlippe. Er bietet mir den Wein an, zerreißt dadurch den Speichelfaden. Ablehnen kann ich bei dem Trinkspruch nicht.

»Auf die Heimatliebe!«

Der Wein schmeckt nicht schlecht.

Schieles Auto riecht nach Hund. Wir rollen aus der Stadt hinaus und plaudern angeregt. Das heißt: Er spricht, ich stimme zu. Er ist einer von den Wölfen, ein *Aufrechter* mit ganzer Seele. Muss er wohl sein, denn seine Arbeit erfordert höchste Loyalität.

»Der Überwachung und Lenkung der Kommunikation in den elektronischen Medien gilt natürlich unser Hauptaugenmerk. Einerseits hat der Kanzler selbst von der ersten Stunde an auf das Netz gesetzt, um die Anständigen zu mobilisieren, andererseits war es unerlässlich im Sinne des Volkswohls, hier Auswüchse früherer Zeiten gnadenlos auszumerzen. Sie können sich das nicht vorstellen, aber es gab eine Zeit«, angewidert schüttelt er den Kopf, »da war buchstäblich alles im Netz zu finden, von Verunglimpfungen bis zu Schlächtereien an Frauen und Kindern ...«

Ich unterdrücke ein Gähnen und würde nun gerne selbst auf *Mindmine* teilen, wie sehr mich sein Vortrag langweilt, Kontrolle hin oder her.

»... Hort frivoler Zersetzung aller Ordnungsprinzipien, ein kannibalischer Netzmob, der unter dem Deckmantel der Anonymität ...«

Bei einem geschwätzigen Wichtigtuer bin ich gelandet, der hätte Lehrer werden sollen. Tut, als wäre ich ein Kind, dem man die Welt erklären muss.

»... eine Zeit war das – der Kanzler kaum an der Macht und sofort packt er zu. Schädlinge aufspüren, hieß es damals, sie ergreifen, Arbeit Tag und Nacht. Ein Ringen mit volksfremden und antidemokratischen Kräften, die alles daran setzten, den in freier Wahl bekundeten Volkswillen zu unterlaufen und das Land in den Abgrund zu reißen. Nicht alles Verbrecher, keine Frage, auch fehlgeleitete Gutmenschen darunter, die jeden umarmen müssen, und schlägt er sie auch noch so oft ins Gesicht. Unter höchstem Zeitdruck ...«

Wir fahren durch einen Wald, Bäume im Scheinwerferlicht beidseits der Straße, eine ganze Weile schon.

»Haben Sie nicht gesagt, Herr Doktor Schiele, dass Sie gleich außerhalb von Melk wohnen? Wie lange fahren wir denn noch?«

Lippe hoch, Mundwinkel runter. »Habe ich das nicht erwähnt? Ich wohne im Dunkelsteinerwald, ein Jagdhaus eigentlich. Seit meiner dritten Scheidung, als ich die Wohnung in Wien Frau und Kindern überlassen habe. Die kleine Dienstwohnung in der Stadt nutze ich nur gelegentlich. Auch in persönlichen

Angelegenheiten stelle ich das Wohl der Allgemeinheit jederzeit über meine Befindlichkeiten, ohne ...«

Ein Haus im dunklen Wald, das klingt nach einem Märchen, nach dem Moment, an dem ich als Kind Hänsel und Gretel zurufen wollte: Stopp, nicht weiter in diese Richtung! »Ein Hexenhäuschen also«, sage ich und lache, doch der Ton ist falsch.

Schiele geht vom Gas und bremst.

»Haben Sie Bedenken?«, fragt er. »Ich könnte das verstehen. Wenn Sie möchten, drehe ich um, fahre Sie zurück nach Melk. Vielleicht zum Landeskrankenhaus, dort liegt doch Ihre Tante? Oder gleich zum Milzposten?«

Humor hat er also. *Angst ist nur Aufruf zur Konzentration*, haben sie uns eingetrichtert, *wertlos ist, wer sich ihr beugt*. Unzuverlässig ist sie auf jeden Fall. Als Julia damals über den Zaun gestiegen ist, hatte ich kein mulmiges Gefühl und dennoch ...

Mein Messer steckt hinten im Hosenbund. Nur jetzt nicht dorthin fassen.

»Nehmen Sie mich morgen früh wieder mit?«

»Morgen ist Sonntag, da muss ich nicht raus. Ich hatte gehofft, Sie leisten mir bis Montag Gesellschaft und wir fahren gemeinsam zurück nach Wien.« Er zwinkert. »Sie werden sich doch etwas zurechtgelegt haben für Ihre Lieben daheim? Aber selbstverständlich bringe ich Sie auch morgen im Lauf des Tages wieder zum Bahnhof, falls Sie das wünschen.«

Harmlos, nur auf Sex aus, natürlich. Ich atme tief durch und schenke Schiele ein Lächeln. »Schauen wir mal.« Mein Herz klopft weiter viel zu schnell. Um mein Misstrauen zu bekämpfen, schnatterte ich drauflos, behauptete, dass ich seit zwei Jahren verheiratet sei und mich auf Kinder freue, und dass mein Mann im Innenministerium arbeite.

Schiele nickt zufrieden. »Ein *Aufrechter*.«

»Logisch.«

»Wie heißt er?«

Schon wieder ein Fallstrick. Hab ich ihm meinen Namen nicht vorhin genannt? Außerdem habe ich in unserem Szenario jeden Grund, meine Identität und die meines Mannes zu verschweigen.

»Er heißt wie ich.«

Zum meinem Glück lässt Schiele das durchgehen, weil wir in diesem Moment in einen Forstweg einbiegen und er aussteigen muss, um eine Schranke zu öffnen. Wir holpern über Wurzelrippen und halten Minuten darauf vor einem Gittertor. Ein Blockhaus auf einer Lichtung, das Holz dunkel vom Alter im Scheinwerferlicht, und rundherum ein mannshoher Drahtzaun mit einer Krone aus Stacheldraht. Ein großer, sandfarbener Hund kommt bellend angerannt. So einen habe ich mir als Kind gewünscht. Sascha wollte ich ihn nennen.

»Wie heißt er?«, frage ich.

Ohne zu antworten greift Schiele in sein Türfach, fördert ein schwarzes Plastikding zutage und drückt auf einen Knopf. Das zweiflügelige Tor öffnet sich. Flutlicht flammt auf, taucht das Areal in Exerzierhofstimmung, während Schiele den Wagen hineinfährt und das Tor sich automatisch schließt. Er steigt aus, tätschelt den Hund, der winselnd an ihm hochspringt. Schiele umrundet das Auto und öffnet die Tür auf meiner Seite.

»Da wären wir.« Er reicht mir die Rechte, die kühl ist und doch reichlich feucht. Mir fällt der Mann ein, mein Mann, heute Morgen in der Kirche. Seine Hand war warm und feucht.

Der Hund beschnüffelt mich, ich streichle seinen Kopf. Er schnappt nach meiner Hand.

»Er kann Fremde nicht leiden«, sagt Schiele.

Vor der Eingangstür auf der kleinen Veranda steht ein Napf. Der Hund darf nicht ins Haus. Im Windfang ziehen wir die Schuhe aus. Das Wohnzimmer ist freundlich eingerichtet, helles Holz und Beige und Blau, zumeist mit Karomuster, und auf den Fensterbrettern Blumen, vermutlich Orchideen.

»Wie schön«, sage ich, berühre eine.

»Hände weg!«, bellt Schiele. »Die sind empfindlich«, etwas leiser.

Ich folge ihm in die Küche, die aufgeräumt und sauber ist wie alles hier. In einer Schale liegen Kirschen, prall und beinahe schwarz. Mir läuft das Wasser im Mund zusammen. Schiele öffnet eine Dose Hundefutter und geht hinaus, um den Napf zu füllen. Ich stecke mir schnell zwei Kirschen in den Mund, lasse ihre Haut unter meinen Zähnen platzen. Die Fruchtsüße belebt mich wie eine Go-Infusion. Schiele kommt zurück und ich schlucke die Kerne. Er zeigt

mir das Bad, gibt mir Bade- und Handtuch, akkurat gefaltet. »Machen Sie sich erst mal frisch!«

Befehle, die mir nicht missfallen, führe ich ohne nachzudenken aus. Immerhin verschafft mir dieser Auftrag einen Aufschub vor dem Unvermeidlichen.

Kein Schlüssel in der Tür. Er kann mich jederzeit überraschen. Doch nichts hilft nach einem miesen Tag so gut wie heißes Wasser. Ich angle mir das Messer, das unter meiner Kleidung auf der Waschmaschine liegt, steige in die Wanne und deponiere es hinter dem Vorhang, blank auf dem Badewannenrand. *Wachsamkeit ist Bürgerpflicht*. Dann prasseln die Tropfen mit einem Wasserdruck wie aus dem Kärcher, schwemmen jeden Gedanken davon.

Rein bin ich, doch unschuldig nicht, das fällt mir gleich wieder ein, als ich aus der Wanne steige. Nachlässig trockne ich mich ab, fast zu erschöpft dafür. Die Müdigkeit schlägt durch, die letzte, fast durchwachte Nacht. Schlafen will ich und alles für ein paar Stunden vergessen. Hoffentlich hat Schiele kein großes Programm mehr, will nicht vorher noch plaudern.

Die Tür schlägt auf. Schiele tritt ein. Ich raffe das Handtuch, schlinge es um mich. Er freut sich mit seinem schiefen Grinsen und einem Leuchten in den Augen, schließt die Tür. Breitbeinig lehnt er sich dagegen, kreuzt die Hände vor dem Schritt und ich bereue meine Dummheit. Lässig hält er in der Rechten eine Waffe, eine Glock wie meine, die seit heute Morgen wieder in der Waffenkammer der Miliz liegt.

»Entschuldigen Sie die Vorsichtsmaßnahme«, sagt er, immer noch höflich, was mich überrascht. »Ich musste warten, bis Sie wehrlos sind, nur für den Fall ... *Wachsamkeit ist Bürgerpflicht*, Sie wissen ja. Sofern Sie sind, wer Sie zu sein vorgeben, haben Sie nichts zu befürchten. Weisen Sie sich jetzt aus.«

Er die Schlange, ich das Kaninchen, starren wir uns an. Selbst das Messer in der Hand würde mir jetzt nichts nützen. Seine Mundwinkel weisen diesmal beide abwärts. Einhändig wühlt er in meinen Sachen, sucht das Fonband. Die Waffe in der anderen Hand deutet auf mich.

»Ich höre!«

»Mein Band ist mir gestohlen worden. Am Bahnhof. Zusammen mit meiner Tasche.«